

Hes. 34, 1-36

Misericordias Domini, 18.04.21, KK

Liebe Gemeinde,

stark ist es, das Bild vom Guten Hirten. Seine Ausstrahlung hat es bis heute nicht verloren.

Die einen haben vielleicht die Pastorale, den lieblichen Hirtengesang des Weihnachtoratoriums im Ohr, andere erfreuen sich dieser Tage an der Idylle der Osterlämmer auf grünen Frühlingswiesen.

Auch in vielen Dresdner Kirchen ist der gute Hirte, auf den Schultern ein verirrtes Schaf, als Bild präsent.

All das spricht ja das tief in unserer Kindheit verwurzelte Bedürfnis an, in einer bedrohlichen, von Dornen durchwachsenen Welt, in der man sich so schnell verlieren kann, Geborgenheit zu erfahren. Also einigermaßen behütet durch die Zeiten zu kommen.

Alles, was stark ist, ruft aber auch Widerstand hervor. So auch das Bild vom guten Hirten.

Mit guten Gründen kann man fragen, ob es unserem Selbstverständnis noch entspricht:

Passt das ländliche, scheinbar idyllische Bild des Hirten in unsere moderne Gesellschaft, taugt es wirklich als Leitbild, selbst wenn man den Hirten durch Hirtinnen ergänzt oder ersetzt?

Ganz zu schweigen davon, dass niemand die Rolle eines dummen oder gar schwarzen Schafes übernehmen – oder sich unwidersprochen in irgendwelche Ställe einsperren lassen würde.

So sehr das Hirtenbild verschiedenen Klischees unterliegt - der Predigttext zerbricht beherzt und unerschrocken alle Oberflächlichkeit.

Handfest geht es hier zu und unverblümt. So unverblümt, dass sich der Ärger Gottes über die Hirten Israels als aktuelle Politikerschelte geradezu anbietet:

„So spricht Gott, der Herr: Wehe den Hirten, die sich selbst weiden! Sollen die Hirten nicht die Herde weiden? Ihr aber esst das Fett und kleidet euch mit seiner Wolle. Das Schwache stärkt ihr nicht, und das Kranke heilt ihr nicht...Das Verirrte holt ihr nicht zurück und das Starke tretet ihr nieder mit Gewalt.“

Ja, wir kennen den Amts- und den Machtmissbrauch, das heimliche Wirtschaften in die eigene Tasche – nicht erst jetzt in den Engpässen der Masken- und Impfstoffbeschaffung. Skandale dieser Art gehören tatsächlich aufgedeckt. Und es ist gut, dass eine aufmerksame Basisdemokratie hier wirkungsvoll zu agieren versteht.

Aber seien wir vorsichtig: Wer allzu schnell einstimmt in den Zornesruf gegen „die da oben“, findet sich plötzlich im Reigen einer Herde wieder, die er als solche eigentlich ablehnt. Wir wollen selbstbestimmt sein, nicht im Allerlei einer Herde untergehen, wir pochen auf unsere persönliche Freiheit, vornehmlich jeder auf seine – und merken dabei gar nicht, wie schnell wir uns damit dem Herdentrieb blökender Schafe gleich machen.

Um aufzufallen, also seine individuelle Einmaligkeit unter den Vielen herauszustellen, muss man dann eben nur besonders laut die Kehle strapazieren.

So gesehen – man muss sich ja nur in der Familie oder einer Gemeinde umsehen - liegt eine ungeheure Dynamik im Bild der Herde. Auch positiv steht die Herde ja ebenso für das Bedürfnis, dazuzugehören – genauso wie für das wunderbare Untertauchen können in der Masse der Gleichen.

Aber sie provoziert eben auch das Aufbegehren gegen den Hirten.

Seine, die Rolle des Hirten selbst, ist darum nicht weniger spannend. Wir wechseln ja beide Rollen permanent. Nie sind wir nur Teil einer Herde, sondern immer auch Hirtinnen und Hirten.

So wie uns jede Untat zweimal begegnet, einmal als Opfer und sodann als Täter – so begegnet uns auch der Rollenwechsel: angewiesen auf Fürsorge – und dann selbst in der Verantwortung der Fürsorge für andere.

Was zeichnet einen Hirten aus? Was kennzeichnet ihn - auch jenseits des landwirtschaftlichen Berufes?

Er sammelt, und er trägt die Verantwortung dafür, dass das Versammelte – auch gesammelte Erfahrungen - nicht verloren gehen.

Ihm sind Menschen oder auch Sachen anvertraut, für deren Wohlergehen er zu sorgen hat.

Er hütet – nicht nur Geheimnisse, aber natürlich auch die.

Er muss Verschiedenes unter einen Hut bringen: Arbeit und Familie, schulische Aufgaben und persönliche Interessen, schwierige Mitmenschen, die eigenen Wünsche und die entsprechende Finanzlage.

Die vornehmste Aufgabe des Hirten ist aber, das Schwache zu stärken, die, die unter dem Druck der Starken zu leiden haben.

Hirte sein bedeutet darum, nicht nur Verantwortung, sondern auch Macht zu haben.

Genau darin ist es auch eine verführerische Rolle.

Den Machtmissbrauch mancher Hirten, der in unserem Predigttext scharf angegriffen wird, erleben wir nicht nur in der Politik. Er kann sich in Einrichtungen zeigen, in Schulen, in Familien oder Ehen. Und natürlich auch in den Kirchen, also ausgerechnet dort, wo das Pastorale (das Hirtenamt) zum Berufsethos gehört.

In allen Gesellschaften und in allen unseren Lebensformen gibt es nicht nur den Wolf im Schafspelz. Sondern auch den im Hirtengewand.

Dabei sind die Grenzen zwischen verantwortlicher und übergriffiger Fürsorge ja gar nicht so klar und scharf wie wir sie gerne hätten.

Wer von uns kann denn von sich behaupten, er sei in seiner Rolle als Hirte oder Hirtin selbstlos und ganz frei von egoistischen Motiven?

Wer würde sich denn nicht - als Lehrerin, als Familienvater, als Abteilungsleiter auch ein wenig vom Fett seiner Herde nähren oder sich von ihrer Wolle kleiden und wärmen?

Schließlich können das ganz legitime Früchte der Verantwortung sein.

Wohl darum haben wir viel raffinierte Formen, sich selber zu weiden, entwickelt.

Es muss gar nicht die unmoralische Bereicherung sein, die brutale Unterdrückung, oder die rücksichtslose Machtausübung, die ungerührt andere aus dem Weg zu räumen versteht.

Manchmal verrät schon die Sucht nach Bedeutung, wie ich vom Fett anderer lebe. Oder die Halbwahrheit, mit der ich Rivalen famos beschädigen kann. Es gibt viele Möglichkeiten, sich mit fremder Wolle zu schmücken oder meine Erbärmlichkeit unter ihr zu verbergen.

Die Grenzen zwischen dem guten Hirten und dem Mietling, wie Luther den falschen, weil feigen Hirten übersetzt, ist so schillernd, dass es gut ist, ein klares Orientierungsbild zu haben.

Die Vorstellung eines Hirten, der die Schafe hütet, aber nicht fest bindet.

Der sie schützt, aber nicht einpfercht.

Der keinen unlauteren Vorteil aus seinem Amt zieht und auf jeden einzelnen zu achten in der Lage ist.

Hesekiel weiß, dass es nur ein Vorbild gibt, das dem entspricht: Gott selbst, der sagt: „**Ich selbst will meine Schafe weiden... Ich will das Verlorene wieder suchen und das verirrt zurückbringen und das Verwundete verbinden und das Schwache stärken und, was fett und stark ist, behüten; ich will sie weiden, wie es recht ist.**“

Trauen wir das Gott zu? Können wir glauben, dass er all das sammelt und zurückbringt, was uns verloren gegangen ist?

Etwa die Zeit, die uns durch die Pandemie, Jungen wie Alten, verloren gegangen ist? Wir werden zwar zu allen Zeiten älter, aber selten so sich selber ausgesetzt wie im vergangenen Jahr. Wer sammelt das alles ein, die Höhen und Tiefen, das Leiden aneinander, die Not und den Gewinn solcher Einsamkeiten?

Verloren haben wir auch manche Sicherheit, das naive Gefühl, dass Pläne nicht zu erschüttern sind. Entgegen unsere Vollkasko-Mentalität wissen wir jetzt genauer: die Regie über unser Leben haben wir nicht in der Hand.

So gehen wir womöglich ungebundener, aber auch ungeschützt einer Zukunft entgegen, deren gute Weiden wir erst noch finden müssen.

Wie gut ist es da, sich einem Hirten anvertrauen zu dürfen, dessen Überblick größer ist als der unsere, der Verwundungen zu heilen versteht, oft auf wundersame und ganz unerwartete Weise.

Und den das Schwache in uns nicht abschreckt, der das Starke an uns nicht bekämpft, sondern behütet.

Dass uns (gerade in diesen Monaten) solches Zutrauen nicht verloren geht, dazu bewahre unsere Herzen und Sinne der Friede Gottes, der höher ist als alles, was wir erkennen und verstehen können. Amen.